

Gernot Gricksch

*Freilaufernde
Männer*

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe März 2011
Copyright © 2006 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: Hafem Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung: © Ron Erwin/Getty Images
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51004-9

2 4 5 3 1

Selbst der stärkste Mann
kann sich nicht selbst in die Höhe heben.
Konfuzius (551 – 479 v. Chr.)

Der Tisch wird weich. Ich kralle mich mit den Händen in die Tischplatte, doch die sabscht unter meinen Fingern weg, als hätte sie sich von einer Sekunde auf die andere in Schmelzkäse verwandelt. Ich schwitze. Der Schweiß läuft mir über das Gesicht, als würde es Salzwasser regnen. Und während ich so dasitze, starr vor Angst, während meine Finger in dieser elenden Tisch-Scheiblette versinken und meine Knie von einem Augenblick auf den anderen zwar zu zittern aufhören, dafür aber gar nicht mehr zu existieren scheinen, einfach verschwinden, sich in Luft auflösen, während ich also völlig die Kontrolle verliere, höre ich aus weiter Ferne, durch einen trüben Nebel aus verschwommenen Bildern und leisem Summen und Brummen, Maltes Stimme.

»Alles okay, Thomas?« Es gelingt mir, meinen Kopf in Maltes Richtung zu drehen ... und sehe, dass seine Sorge nicht gravierend zu sein scheint. Malte trinkt einen großen Schluck aus seinem Bierglas und ist bereits dabei, seinen Blick wieder von mir abzuwenden, um die Blonde am Tresen abzuchecken.

»Ich ...«, röchele ich, »ich kriege ... keine ... Luft.«

»Was?« Jetzt wird mir doch Maltes komplette Aufmerksamkeit zuteil.

»Luft!«, ächze ich. Es gelingt mir, meinen linken, offensichtlich vollkommen muskellosen Arm leicht zu heben und in Richtung meiner Brust zu bewegen. »Mein ... Herz!«

»O Scheiße!«, schreit Malte und springt auf. Er läuft um den Käsetisch herum – der seltsamerweise unter seinen Händen starr und fest bleibt – und packt meinen Kopf. »Guck mich an!«

Na super, denke ich. Das Letzte, was ich auf dieser Welt zu sehen bekomme, ist das Gesicht eines pomadigen Weiberhelden.

»Total glasig!«, keucht Malte und brüllt dann zum Tresen hinüber: »Einen Krankenwagen! *Schnell!* Mein Kumpel hat einen Herzinfarkt!«

Ich sacke auf meinem Stuhl immer tiefer in mich zusammen, während ich in dem verzweifeltsten Versuch, meiner Lunge zumindest eine Minimalversorgung an Sauerstoff zukommen zu lassen, immer schneller und immer hastiger nach Luft schnappe. Alles dreht sich. Und jetzt verwandelt sich auch noch der Stuhl in eine schwammige Masse. Ich rutsche von ihm hinunter, doch bevor ich auf dem Boden aufschlage, fängt mich Malte auf ... nur um mich einen Augenblick später, kaum langsamer und nicht weniger schmerzhaft, auf das speckige Linoleum krachen zu lassen.

Malte beugte sich über mich. Sein Gesicht kommt immer näher.

»Was machst du denn da?«, höre ich eine fassungslose Stimme. Das ist Jens. Kommt der also auch endlich mal von der Toilette zurück.

»Ich fange mit der Mund-zu-Mund-Beatmung an«, klärt ihn Malte auf. »Er kriegt keine Luft!«

Jens zieht Malte zur Seite. »Bisschen früh für Wiederbelebung, oder?« Seine Stimme klingt erstaunlich gelassen.

Jetzt sehe ich Jens' Gesicht über mir. »Du hast doch gar nichts getrunken«, wundert er sich.

Das wird ja immer schöner! »Keine Luft«, keuche ich, um auch ihm den Ernst der Lage zu verdeutlichen. »Mein *Herz!*«

»Krankenwagen kommt sofort«, höre ich nun eine andere Stimme. Durch den Nebel erkenne ich, dass sich inzwischen ein halbes Dutzend Gäste um meinen mehr oder weniger reglos daliegenden Körper geschart haben. Ich höre eine Sirene.

Sie kommt näher.

Und dann wird alles hell.

1. Kapitel

Ein Monat bevor mein Körper mich in einer Hamburger Kneipe so schmäählich im Stich lassen wird, schien die Welt noch halbwegs in Ordnung. Keiner von uns dreien ahnte, was das Leben für uns in der nahen Zukunft an heimtückischen Überraschungen bereithalten sollte.

Exakt achtundzwanzig Tage vorher, vier Samstage vor meinem Kneipenkollaps, spielten Jens, Malte, mein unzuverlässiger Körper und ich sogar Squash. Wir sind kein eingeschworenes Sportlertrio oder so etwas. Es war eine spontane Idee. Malte hatte den Court in seinem Stamm-Squashclub einfach mal für eineinhalb Stunden gebucht, damit wir drei Männer uns ohne Zeitdruck und im steten Wechsel die Bälle um die Ohren schlagen konnten.

Ich hatte schon seit Jahren nicht mehr gesquasht. Ich erzähle zwar oft, wie gern ich mich mal richtig auspowere, mache es dann aber tatsächlich so gut wie nie. Bereits wenn ich fünfzehn Minuten auf dem Trainingsfahrrad strample, sehe ich so rot aus wie eine Tomate und halte Jan Ullrich für den bewundernswertesten Menschen der Welt. Ich stelle den Schwierigkeitsregler meines Trainingsfahrrads ja nicht mal auf *Bergauf*. Ich bin eine *Flachland*-Lusche.

Jens ist schon ein wenig fitter. Er hat bis vor fünf Jahren regelmäßig Racketball gespielt. Doch dann musste er sein Hobby aufgeben: Er hat eine eigene Fahrschule, eine Frau und drei Kinder. Was er deshalb nicht hat, ist Zeit. Jedenfalls nicht für Sport.

»Okay, Mädels!«, lachte der fast schon obszön sportliche Malte und klopfte mit dem Schläger auf die Seitenwand des Courts. »Wer will zuerst von mir abgebügelt werden?« Er trug sündhaft teure Nike-Sportschuhe, eine perfekt sitzende Sporthose, ein enges, seinen im Fitnessstudio gestählten Oberkörper betonendes Marken-T-Shirt und ein Stirnband, das sein schwarzes, gegeltes Haar im Zaum hielt. Sein Schläger sah ebenfalls ziemlich teuer aus. Natürlich tat er das.

Ich dagegen trug eine 19,95-Euro-Jogginghose, meine schon ziemlich abgeschabten Adidas-Laufschuhe und ein T-Shirt der *Powerpuff Girls*. Die *Powerpuff Girls* sind eine Zeichentrickserie für Kinder. Es ist keineswegs so, dass ich morgens um 7 Uhr 40 Super-RTL einschalte, um mir die drei Mangamädels anzuschauen. Tatsächlich habe ich die Sendung noch nie in meinem Leben gesehen. Ich fand nur das Wort so lustig, dass ich das T-Shirt einfach kaufen musste. *Powerpuff!* Wie ein Bordell, in dem man sich anstrengen muss.

Ich drehte den Schläger, den ich am Tag zuvor nach einigem Wühlen im Keller wiedergefunden hatte, in der Hand und sah Jens an: »Mach du mal zuerst. Ich guck euch zu und versuche, mich dabei an die Regeln zu erinnern.«

»Du willst ja bloß, dass ich außer Atem bin, wenn du

ins Spiel kommst«, lachte Malte. »Aber das wird dir auch nichts bringen! Dich würde ich auch noch besiegen, wenn ich schon am Tropf hänge!«

Jens seufzte. Manchmal nervte ihn Maltes Großmüligkeit. Er holte seinen Racketballschläger aus der Hülle.

»Was willst du denn damit?«, fragte Malte erstaunt.

»Damit kann man auch Squash spielen«, entgegnete Jens. »Kein Grund, sich für teures Geld einen Squashschläger zu leihen oder zu kaufen.« Jens ist ein sparsamer Mensch. Muss man wohl auch sein, wenn man eine Fahrschule hat. Und eine Frau. Und drei Kinder.

»Na, wenn du meinst ... aber jetzt mal los, los«, trieb Malte ihn an. »Können wir endlich mal loslegen?«

Jens seufzte noch einmal. Als er sein schlichtes blaues T-Shirt in den Hosenbund der Shorts steckte, zeichnete sich sein Bauchansatz ab. Wir wurden eben alle nicht jünger.

Mit Jens war ich befreundet, seit ich denken kann. Wir waren schon zusammen auf der Schule. Malte dagegen kannte ich erst seit gut zwei Jahren. Er war Geschäftsführer der TV-Produktionsfirma *Punchline Entertainment*, für die ich als freier Autor arbeitete. Ich versorgte ihn mit launigen Sketchen und Blödelmonologen für eine von ihm produzierte Comedyshow. Streng genommen war mein Kumpel also gleichzeitig mein Boss. Jens und Malte hatten sich erst vor vier Monate kennen gelernt. Wegen Schweden.

Schweden!

Jens und ich hatten diesen Urlaub seit fast zwei Jahren

geplant. Vier komplette Wochen wollten wir uns aus der Tretmühle ausklinken – faulenzten, angeln, grillen, ein bisschen wandern, reden und schweigen, bis wir wieder genug Energie für den Alltag geladen haben würden. Es war ein Traum, den wir lange geträumt hatten und der nun endlich bald wahr werden sollte.

Eines Tages hatte ich Malte von dem geplanten Trip erzählt – und weil der ein Freund schneller Entscheidungen ist, hatte er sich spontan bei uns eingeklinkt. Jens hatte damit kein Problem. Zum einen senkte ein weiterer Mitreisender die Kosten, zum anderen war er nach ihrem ersten Treffen von Malte noch schwer angegan. Maltes ebenso souveräne wie schillernde Mann-von-Welt-Masche hatte meinen eher ruhigen und unspektakulären Kumpel schwer beeindruckt. Malte fand Jens im Gegenzug zwar sympathisch, allerdings auch ein wenig zu brav. Einmal hatte er ihn sogar als »graue Maus« bezeichnet. Eine keineswegs harmlose Frotzelei, zumindest nicht für Malte. Denn der hat regelrechte Angst vor der Unauffälligkeit. Als ob sie einen verschlingen könnte wie Treibsand. Malte wollte bemerkt werden. Das war der Sinn seines Lebens.

Wir hatten uns über das Internet eine verhältnismäßig luxuriöse Blockhütte – man könnte sie auch Blockvilla nennen – in Jämtland gemietet. Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht die Website des Vermieters besuchte und mir die Fotos des idyllisch gelegenen Domizils anschaute. Ich konnte es kaum abwarten aufzubrechen.

Jämtland liegt ziemlich weit oben im Norden Schwe-

dens, und was der Reiseführer zu dieser Region zu sagen hatte, klang mehr als verführerisch:

Das leicht gebirgige Jämtland grenzt an Norwegen und ist eines der letzten unberührten Naturgebiete Europas. Nicht einmal zwei Prozent der Fläche sind bebaut. Jämtland ist reich an Wald, grünen Wiesen, kristallklaren Gewässern und sogar schneebedeckten Berggipfeln. Hier leben zahlreiche vom Aussterben bedrohte Tiere wie Bär, Vielfraß und seltene Marder. In den rund dreitausend Flüssen und Seen, die Jämtland prägen, gibt es einen reichen Fischbestand verschiedenster Arten, was auf Sportangler starke Anziehungskraft ausübt.

Nicht nur auf Sportangler. Auch auf mich. Auf uns. Jens, Malte und ich gierten dieser Auszeit regelrecht entgegen. Gemeinsame prä-schwedische Unternehmungen wie dieser Squashsamstag sollten vor allem dazu dienen, dass wir unsere Bande enger schnürten und so eventuellen Reibereien im Urlaub vorbeugten. Speziell Jens und Malte hatten ja noch einige Kennenlernarbeit zu leisten. Ich hoffte sehr, dass meine beiden ungleichen Freunde sich im Laufe der Zeit etwas annähern würden, hatte diesbezüglich aber so meine Zweifel. Dass Gegensätze sich anziehen, ist ein Mythos, oder?

Malte war anders als Jens, Jens war anders als Malte und beide waren anders als ich. Was sie gemeinsam hatten – und was sie von mir unterschied: Sie waren im Großen und Ganzen gut drauf. Ich dagegen fand gern mal das Haar in der Suppe. Für mich steckte die ganze Welt voller lästiger Umwege, Fallstricke und tiefer Gruben. Ein einziger langer Hindernislauf.

Zwar war ich durchaus stolz darauf, dass ich meine negativen Gedankengänge zumeist für mich behielt oder bloß in sarkastische Witze verpackte, um den Menschen um mich herum mit meiner Unzufriedenheit und meinen mentalen Macken nicht die Laune zu versauen. Doch manchmal wünschte ich mir, ich könnte nicht nur den anderen, sondern auch mir vorgaukeln, dass mir die Dinge leicht fielen.

Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Weder weinte ich nachts in mein Kissen, noch hasste ich mein Dasein, und schon gar nicht dachte ich darüber nach, mich aus irgendeinem Fenster zu werfen. Ich lebte gern. Wirklich. Ich hatte nur manchmal das Gefühl, ich hätte die falsche Gebrauchsanweisung fürs Leben mitbekommen. Oder das falsche Leben. Optimismus war einfach nicht mein Ding. Ich war nie ein *Das-Glas-ist-halbvoll*-Typ. Ein *Das-Glas-ist-halb-leer*-Mensch war ich allerdings auch nicht. Das wäre zu simpel gewesen. Ich war eher ein *Das-Glas-ist-zwar-hübsch-aber-ein-bisschen-dreckig-und-das-Zeug-darin-schmeckt-irgendwie-seltsam*-Mann.

Verständlich also, dass ich Malte und Jens beneidete. Ich beneidete sie nicht um ihre Leben an sich, mit denen ich nichts hätte anfangen können – weder mit Maltes hochtouriger, statussymbolgespickter Dauerparty noch mit Jens' irgendwie piefiger und spießiger Familienidylle. Aber ich beneidete die beiden um ihre Einstellung. Sie hatten die Dinge im Griff. Sie nahmen das Leben, wie es kam, sie richteten sich im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten komfortabel darin ein und

fanden so ihre Glücksnischen. Aber ich? Ich konnte das nicht. Ich war irgendwie immer auf der Suche. Blöderweise suchte ich vorwiegend nach der Antwort auf die Frage, was genau ich eigentlich suchte.

Exakt in der neunzigsten Minute unseres Squashmarathons traf mich Maltes Ball mit voller Wucht am Hinterkopf. Für einige Sekunden wurde mir schwarz vor Augen. Ich taumelte, stützte mich an der Plexiglaswand ab und atmete tief durch. Dann war alles wieder okay.

»Scheiße, das hat wehgetan!«, meckerte ich trotzdem los.

»Heul doch«, schlug Malte lässig vor.

»Feierabend«, seufzte Jens. Malte hatte dreimal gegen ihn gewonnen und viermal gegen mich. Jens hatte zweimal gegen Malte gewonnen und dreimal gegen mich. Ich dagegen hatte nur eines gewonnen: die Erkenntnis, dass ich kein besonders sportlicher Mensch war. Immerhin, wir schwitzten alle. Auch wenn ich das Gefühl hatte, dass es bei mir am schlimmsten war.

Jens und ich saßen nach dem Duschen und Umziehen bereits an der Bar des Squashcenters, während Malte noch stolze zwanzig Minuten im Umkleideraum damit verbrachte, sich einzucremen, seine Haare zu föhnen und dann mit Gel in die richtige Form zu bringen.

»Wie geht's Marion?«, fragte ich Jens, während wir auf das Ende von Maltes Feintuning warteten. Mein Freund nahm einen Schluck von seinem Pils, während ich mich an meiner Apfelschorle festhielt.

»Gut«, antwortete Jens. »Wir renovieren die Küche.«

Seltsame Antwort, oder? Marion war keine Klempnerin, die berufsbedingt tagtäglich Rohre in Küchen verlegt, sie war auch keine Innenarchitektin oder Fliesenlegerin. Marion war Jens' zierliche, liebenswerte Gattin. Aber so etwas passiert eben, wenn man langjährige Eheleute nach dem Befinden ihrer Partner fragt: Sie reden einfach über ihr Leben und das Zuhause an sich. Anstatt dass Jens mir eine Information über Marion als Person gab – über ihr Wohlbefinden, ihre Gedanken oder Gefühle –, betrachtete er sie offenbar bloß als Bestandteil seines persönlichen Heim-Universums. Wahrscheinlich war es Marion gewesen, die die Küchenrenovierung angeregt hatte, und so verknüpften die Synapsen in Jens' Hirn automatisch das Wort *Marion* mit dem Wort *Küche*. Und aus seinem Mund kam deshalb eine Antwort, die de facto so gut wie nichts mit meiner Frage zu tun hatte.

Marion geht es gut, wir renovieren die Küche.

Gruselig!

Ich stellte mir vor, dass ich womöglich auch einmal mit einer Frau zusammenleben könnte, die für mich kein begehrenswertes Individuum mehr war, sondern bloß der integrale Bestandteil eines alltäglichen Konzepts. Dem Romantiker in mir lief bei dieser Vorstellung ein kalter Schauer über den Rücken. Aber andererseits war ich der letzte Mensch, dem es zustand, sich ein Urteil über diese Dinge anzumaßen: Die längste Beziehung, die ich je zustande gebracht hatte, dauerte nur etwas länger als ein Jahr. Ich hatte also nie herausgefunden, wie es war, vom Stadium des Einanderfindens

in das weniger euphorische, aber womöglich selig machende Stadium des Füreinanderdaseins hinüberzugleiten. Ich sollte Jens nichts vorwerfen. Er schien, im Gegensatz zu mir, begriffen zu haben, wie diese Dinge eben funktionieren.